Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 6 (1912)

Heft: 7

Artikel: Im Kampf: ein Wort zum Malerstreik

Autor: Tischhauser, Em.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132759

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gerecht werden und seine Sache zu der unsrigen machen, wenn wir uns durch seine Nöte zum Verstehen seiner Ideale durchkämpsen; wir treffen dabei auf so viel Solidaritätsgefühl und Selbstverläugnung, auf so viel schlichtes Heldentum, daß das kleine Gegengewicht etwa vorkommender Uebertreibungen und Ausschreitungen unsere wachsende Ueberzeugung von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit des sozialen Kampses nicht mehr zu trüben vermag. Ob wir uns dabei des Endziels klar sind oder nicht, sobald wir nur mitarbeiten an der Hebung des Proletariats durch dessen Selbsthilse, befinden wir uns auf dem Wege, der zur Sozialisierung der Gesellschaft sührt.

Wir leben in einer großen Zeit, neue Werte werden geprägt, neue Fdeale steigen auf, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beseelt die Massen. Möge der gewaltige Besreiungskampf des Proletariates, dessen Anfänge wir erleben, die Menschheit emporsühren zu den Höhen.

an die wir glauben, ohne sie zu schauen.

M. T. Schaffner.

Im Kampf.

(Ein Wort zum Malerstreik.)

er Malerstreit in Zürich hat in der ganzen Schweiz viel zu reden gegeben. Man konnte gleich zu Beginn desselben lesen, er sei unter Kontraktbruch erfolgt und bald kamen auch Meldungen über Ausschreitungen.

In der Tat war der Streik von Anfang an mit großer Heftigkeit geführt worden. Streikposten drangen in die Häuser und belästigten Arbeitswillige. Diese wurden oft höhnend und unter Drohungen heimbegleitet und bis in ihre Wohnungen hinein beunruhigt.

Einzelne Ausschreitungen nahmen sogar einen ernsteren Cha=

rakter an, die ein gerichtliches Nachspiel hatten.

Was aber dem ganzen Streik eine symptomatische Bedeutung gibt, das ist in unsern Augen die Stellung, welche die gesamte bürsgerliche Presse und unsere bürgerliche Bevölkerung dazu eingenommen haben. Man las und hörte nichts als die schärfsten Verdammungs-urteile über die Maler, die ewigen Streiks seien jedermann verleidet. Hier redete einer von der allgemeinen Verwilderung der Arbeiter, dort behauptete ein junger Herr im Tram, die Maler hätten mehr als genug Lohn und das ganze Coupé nickte Beisall. Kuhige Bürger, stille zurückgezogene Damen gerieten in zornige Erregung, wenn man mit ihnen auf dieses Thema zu reden kam.

Die einen schoben die Schuld auf die Streikleitung, andere auf die ganze immer unverschämtere Forderungen stellende Arbeiter=

bewegung.

Diese Beurteilungsweise hat für uns etwas befremdendes. Ist es wirklich gerecht, bei einem Streik, wo neben ruhigen, besonnenen Elementen auch Arbeitermassen, die sich aus den untersten Schichten der Stadtbevölkerung rekrutieren, mittätig find, mit Vorwürfen und Mahnungen bei der Hand zu sein? Wäre es nicht an der Zeit, zu fragen, woher diese Roheit kommt; sie ist überall zu sinden in unsern Großstädten und Industriezentren. Jene Robeit, die jede Beleidigung mit der Faust heimzahlt, jene Roheit, unter der tausende von armen Frauen das ganze Jahr hindurch zu leiden haben. Streikausschreitungen sind ja nur ein kleiner Bruchteil jener unzähligen, ungesehenen und unkontrollierten Gemeinheiten, welche überall da zu Hause sind, wo eine persönliche Kultur, die Pflege des Innenlebens fehlt. Wie sollte aber die Pflege persönlichen Lebens möglich sein bei unseren Wohnungs= verhältnissen, die ein rechtes Familienleben nicht aufkommen lassen? Muß doch der Arbeiter im Durchschnitt mit fünf bis sechs Franken Lohn anderthalb bis zwei Franken für den Mietzins rechnen. Ift es ihm da zu verargen, wenn er einen Mieter ins Haus nimmt und sein bestes Zimmer weggibt? Nun ist die sechsköpfige Familie auf einen kleinen Wohnraum beschränkt. Wie ungemütlich eng sitzt man da bei= Auf dem Tisch ist kein Platz zum spielen, auf dem Boden auch nicht, was wunder, wenn die Kinder ihren Spielplat auf der Gasse suchen und der Mann seine Gemütlichkeit im Wirtshaus. Doch was wollen wir einzelne Beispiele aufzählen, es sind ihrer unzählige, die es jedem, der Augen hat zu sehen, klar machen, daß die Masse unserer Arbeiterschaft in ihrem jezigen Zustande eine persönliche Rultur des Innenlebens nicht kennt und nicht kennen kann. Uns dünkt, eine städtische Bevölkerung dürfte es wissen, eine wie große Zahl von jungen Burschen und Mädchen bei uns in Bürich ihre Erziehung auf der Gaffe erhält.

Es ist kaum ein Kaufmann oder Geschäftsinhaber, der durch seine Lehrlinge oder Angestellte nicht schon Gelegenheit gehabt hätte, in die traurigen, durch die sozialen Verhältnisse gegebenen Zustände hineinzublicken und tropdem so wenig Verständnis, wenn Roheiten und Ausschreitungen vorkommen! Mich wundert, daß man unser armes Volk nicht auch noch verantwortlich macht für die große Kindersterblichkeit und für die Proletarierkrankheit: die Tuberkulose.

Zeigen sich hierin einige Anfänge eines Verantwortlichkeitsgefühls für die Schwächeren, so sind wir hingegen da, wo es sich um moralische Desekte handelt, noch weit davon entsernt. In dem gepriesenen Zeitalter der Humanität, wo man von persönlicher Schuld überhaupt nichts mehr wissen will, wälzt man doch rätselhasterweise Schuld und Verantwortung hausenweise auf die unteren Klassen, weil es unserer Gesellschaft so paßt.

Sind denn Verbrechen und Roheiten, Prostitution und Trunkssucht nicht auch Krankheitserscheinungen an unserem Gesellschaftskörper? Treten solche Laster nicht in gesehmäßiger Regelmäßigkeit auf, greifen sie nicht in gewissen Armenvierteln unserer Städte wie Epidemieu um sich? Aber all' das kümmert unsere bürgerliche Gesellschaft nicht; sie muß einen Sündenbock haben und wäre es auch der ärmste Pro-

letarier, auf den sie die eigene Schuld abladen kann.

Oder täuschen wir uns? Tun wir dem Staat und der Gesellschaft Unrecht? Haben sie in der von ihnen sanktionierten Gesellschaftssordnung alle Mittel aufgewendet, um Roheiten und Gemeinheiten vorzubeugen? Zählt einmal die Unternehmungen und Versuche, der männlichen Jugend einen Ersatzu bieten für das verrohende Wirtsshausleben! Man wird doch nicht den militärischen Vorunterricht vder die berufliche Ausbildung in unsern Gewerbeschulen dafür nehmen wollen! Oder genügen etwa die Pestalozzis-Lesesäle? Auch unsere christlichen Gesellschaften haben sich als völlig unsähig erwiesen, auf unsere Proletariersöhne durch Vereine einen bestimmenden Einfluß ausznüben. Es mag zwar sein, daß da und dort in einem frisch gesleiteten Verein junger Männer manch guter Same gesäet wird, der auch etwa aufgeht. Aber diese Versuche sind im Allgemeinen so kümsmerlich, schon ihrem äußern Umfange nach, daß man von einem Einsmerlich, schon ihrem äußern Umfange nach, daß man von einem Eins

fluß auf unsere Leute gar nicht reden kann.

Es ist schwer, nicht bitter zu werden, wenn man daran denkt, daß in Zürich für das größte Armen= und Proletarier= quartier der gangen Schweiz fozusagen nichts geschehen ist, was zur Heranbildung eines besseren Nachwuchses nötig gewesen wäre. Unsere christlichen Kreise klagen wie die weltlichen über die zu= nehmende Prostitution; aber sie haben nichts getan, um die heran= wachsende weibliche Jugend in freundlichen Mädchenheimen zu froher Geselligkeit und zu einer weit und frei gedachten Pflege des person= lichen Lebens zu sammeln. Erst wenn das Mädchen gefallen ift, stellt sie ihm freundlichst ein Aspl, wie den Vilgerbrunnen, zur Verfügung. Im übrigen existiert, abgesehen von einigen Jünglings= und Jung= frauen-Vereinen, die bei ihrer geringen Mitgliederzahl für das Ganze außer Betracht fallen, in ganz Außersihl nichts, was auch nur einem Versuche gleich käme, in obiger Weise zu wirken. Man sollte es nicht für möglich halten, daß unsere reichen, christlichen Kreise sich ihre Aufgabe so leicht machen, während sie gleichzeitig schelten über Streiks und Sozialdemokratie. Wenn sie aber glauben, durch die Anstellung von zwei Stadtmissionaren und durch die Unterstützung einer Lukas= kapelle ihrer Pflicht zu genügen, so müssen sie nun selber einsehen, mit welchem Erfolg.

Bei dieser Vernachlässigung unserer heranwachsenden Jugend wundern wir uns nicht darüber, daß neben anderen Gemeinheiten auch Streikaussichreitungen vorkommen. Wohl aber staunen wir, daß solche nicht noch häufiger sind und daß schwerere Vergehen zur seltenen

Ausnahme gehören.

Beim Malerstreik ist die Verständnislosigkeit gegenüber den vorgekommenen Erzessen besonders verwunderlich. Weiß denn die bürgerliche Presse wirklich nicht, daß der Malerberuf zu den unruhigsten und unregelmäßigsten gehört? Da ist der Arbeiter wie der Vogel auf dem Zweig. Steht die Bautätigkeit an einem Orte still, so kann er seine Siebensachen zusammenpacken und an einem andern sein Glück versuchen. Meister, die mit 50—60 Gesellen arbeiteten, entslassen oft schon nach 3—4 Monaten die Hälste und begnügen sich in der flauen Zeit mit kaum einem Duzend. Etwa 70 % der Maler werden sortwährend von einem Ort zum anderen, und von Meister zu Meister geschoben. Was für eine Gesahr bedeutet dieser Mangel an Stabilität für den Charafter! Kaum hat sich der junge Mann an einem ordentlichen Logis= und Kostort eingewöhnt, so muß er wieder fort. Und die Versuchungen in der Zwischenzeit, dis er nach unstetem Umherwandern wieder Arbeit gefunden hat! Muß er nicht zum Leichtsinn, zur Unzufriedenheit und Vitterkeit er=zogen werden bei den ewigen Austündungen?

Diese Unregelmäßigkeit trifft nicht nur junge ledige Burschen, sondern oft genug Familienväter. Einer der Letztern schreibt im "Fr. Schw.-Arb.": "Wir sind eigentlich nur Saison- und Gelegenheits- arbeiter, die keinen Tag sicher sind, wann sie nicht auf die Gasse gestellt werden. Daß wir trot allerdings hohen Lohnansäten keines- wegs in rosiger Lage sind, zeigt uns wieder die Liste der fruchtlos Ausgepfändeten. Das letzte Mal waren es zwanzig aus unserem Beruse. Ausgenommen die Handlanger erreicht kein Beruf auch nur

annähernd diese große Zahl."

Glauben wir etwa, daß eine einzige Zeitung diese Sachlage, obwohl sie doch bekannt genug sein dürste, zur Erklärung der in Zürich zu Tage getretenen Unregelmäßigkeiten in Erwägung gezogen hätte? Ist es aber billig, streikende Berufsarbeiter, die im Dienst der Gesamtheit stehend, so vielen Hindernissen zur Bildung ihres Charakters begegnen, allein verantwortlich zu machen für ihre Versehlungen? Wo bleibt da das Verständnis, ihr bürgerlichen Schelter, und wo das Erbarmen und die Liebe, ihr christlichen Sittenrichter?

Es ist in diesem erbitterten Kamps viel die Kede gewesen von der sozialdemokratischen Verhetzung. Wir haben den starken Eindruck bekommen, daß an derselben die bürgerliche Presse in hervorragender Weise beteiligt ist. Bald wurde durch eine jesuitische Verdrehung eines vor Jahren geschriebenen Artikels dem Gegner vorgeworsen, er verherrliche den Diebstahl, bald wurde ein Auflauf, bei welchem eine Ohrseige außgeteilt wurde, zu einem Krawall aufgebauscht. Ein geradezu raffiniertes Mittel, Anschuldigungen vorgekommener Außschreitungen ins Ungemessene zu vermehren, hatte der Bauunternehmersverband erfunden. Er schickte sedem Malermeister gedruckte Formulare, in welchem nun daß geringste Streikvergehen und jede Belästigung von Arbeitswilligen auf daß sorgfältigste registriert und dem Gericht übergeben werden sollte. Waß konnte da nicht alles aus einem treuen Fridolin heraußgelockt werden! Jeder Rippenstoß wurde notiert.

Mehr als hundert Anklagen auf Körperverletzung waren eingereicht. Wie erstaunt war man dann, aus den Kantonsratsverhandlungen zu vernehmen, daß ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz der An-

geschuldigten straffällig geworden war.

Aber selbst, wenn jede Klage vollauf berechtigt und noch viel mehr verübt worden wäre, was bedeutet das alles im Ver= gleich zu den Roheiten des Kapitalismus, denen die Arbeiter ihr ganzes Leben lang ausgesetzt find? Was für eine Summe von Elend bergen die schwarzen Listen! Sie sind mit Recht die trockene Guillotine genannt worden, unter der ungezählte Arbeitereristenzen verbluten. Tapfere Männer, die den Mut hatten, sich bei ihrer geringen Löhnung für eine Verbesserung in einer Lohnbewegung zu wehren, müssen ruhelos von Ort zu Ort wandern. überall verfolgt und abgewiesen. Und wer kennt nicht jene Roheit unserer Fabritsysteme, welche es gestattet, daß vom Unfall betroffene Arbeiter mit ihren Familien oft beinahe am Hungertuch nagen, weil man mit der Auszahlung des Lohnes zögert, sodaß Familienangehörige auf der Fabrikkasse wie Bettler darum anhalten müssen! Wer zählt die Roheiten von Versicherungsagenten und Fabrikdirektoren, die dem rechtschaffenen langjährigen Arbeiter bei Unfall mit der Zumutung kommen, er simuliere oder die gar den Unerfahrenen mit der Auszahlung einer einmaligen Entschädigung von einigen hundert Franken einen Schein unterzeichnen lassen, wonach der Schwerverlette oder zum Krüppel Gewordene auf weitere Ansprüche verzichtet. Und ist es nicht erlaubt, von Roheit zu reden, wenn Geschäfte ihre Arbeiter bei ihren Hungerlöhnen belassen, während sie selber ihren Teilhabern und Aktionären hohe Dividenden auszahlen?

Huswüchse unseres kapitalistischen Systems gebührend brandmarkt? Sie hat kaum einmal eine mit großer Schonung vorgebrachte, tadelnde

Bemerkung.

Nun möchte ich hier aber ganz ausdrücklich die Frage erheben, ob die im Affekt begangenen Roheiten prügelnder Streiker wirklich schwerer wiegen, als jene stille, aber desto grausamere Art, Existenzen

zu bedrücken und zu vernichten?

Diese ungleiche Beurteilung vorkommender Ungerechtigkeiten kann man nicht anders als eine Heuchelei bezeichnen. Es ist darum versständlich, daß die sozialdemokratische Partei, obwohl sie die vorgeskommenen Exzesse scharf verurteilt, unmöglich von denjenigen Moralslektionen annehmen kann, welche das, was sie nach unten verdammen, oben mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Aber Halt! Es ist ein Unterschied in den Ausschreitungen der Arbeiter und der Herren: Die Einen geschehen laut und öffentlich, die Anderen im Stillen. Bei den Einen wird der äußere Anstand sorgfältig gewahrt, dort ist bei der Berabfolgung von Prügeln schlechterdings nichts zu verdecken. Hier kann man die Gemeinheiten mit dem Gesethuch strafen, jene dort, mögen sie für ganze Volksklassen so verhängnisvoll sein als sie wollen, gehen ungestraft aus.

Ist es eine Nebertreibung zu sagen, daß alle Ausschreitungen Streitender das reinste Kinderspiel seien gegenüber jenen, durch die Gesundheit und Leben ungezählter Familien systemsmäßig gefährdet, ausgebeutet und unterdrückt werden?

Daß die Kluft zwischen dieser unserer Auffassung und derjenigen der bürgerlichen Blätter eher größer statt kleiner zu werden droht, zeigt uns am besten die Haltung der "Zürcher Freitags-Zeitung". In einem Artikel bezeichnet sie ganz allgemein den Streik als die unterste Stufe und unzivilisierteste Form des sozialen Kampses, dessen effektiver ökonomischer Ruzen dis jetzt für die Arbeiterschaft außerordentlich be-

scheiden gewesen sei.

Ist der Streik die unterste Stuse und unzwilisierteste Form des sozialen Kampses, so ist ihm damit die moralische Berechtigung abgesprochen. Ob das loyal gedacht ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Bor 20 Jahren war diese Auffassung jedenfalls allgemein. Seither hat sich aber mehr und mehr die Berechtigung, ja Notwendigsteit des Streikes durchgesetzt. Der evangelischssoziale Pfarrer Propst in Horgen hat sich schon in den neunziger Jahren ganz in diesem

Sinne ausgesprochen, ohne wesentlichen Widerspruch zu finden.

Die Sache liegt doch sehr einsach. Haben Kaufmann oder Gemüsefrau das Recht, ihre Waren so teuer wie möglich, oder aber gar nicht zu Markte zu bringen, so wird dem Arbeiter dieses Recht auch zustehen. Seine Ware ist aber seine Arbeitskraft und der Streik nichts anderes als das Zurückziehen derselben vom Markt, weil ihm der Preis für dieselbe zu gering erscheint. An dieser Kampsessorm können wir schlechterdings nichts Unzwilisiertes oder Rohes sinden. Und was für eine höhere Form des Kampses könnte uns wohl die "Freitags-Zeitung" nennen? Sollen die Arbeiter in Petitionen ihre Herren um Aufbesserung bitten oder in freundlich gehaltenen Zeitungsartikeln ihre Wünsche vorbringen, oder werden sie auf dem Umweg der Gesetzgebung etwas erreichen?

Nichts von alledem hat je zur Verbesserung ihrer Löhne geführt. Lielleicht haben aber die Streiks ihre Berechtigung verloren, weil die Arbeiter jett so gut gestellt sind? Es scheint fast, als seien die bürgerlichen Kreise nervöß geworden, weil es immer noch und immer wieder neue Streiks gibt. Viele müssen wohl der Ansicht gewesen sein, daß, wenn jede Arbeiterkategorie ihre Lohnbewegung gehabt habe, diese leidigen Ausstände, bei denen der Bürger nicht mehr ruhig schlasen kann, endlich ganz aushören. Da sich diese Hosssung nicht erfüllt hat, so fragt die besitzende Klasse nicht mehr nach den Gründen, sondern sie fängt wieder an, die Berechtigung derselben überhaupt zu bezweiseln und ungeduldig über die Unzufriedenen zu schelten.

Wer aber, wie der Schreiber dies, in einer Gemeinde wie Außer= sihl das Massenelend unseres Proletariates täglich vor Augen hat, der kann sich noch lange nicht vorstellen, daß die Streiks in absehbarer Zeit nicht mehr nötig sein sollen, es sei denn, daß man uns das Wundermittel nennt, das jene überflüssig macht und das dem Arbeiter einen Lohn sichert, der es ihm bei ordentlicher Wohnung ermöglicht, seine Kinder recht zu erziehen. Es ist doch ohne weiteres klar, daß bei unsern Durchschnittslöhnen von 5—6 Franken eine kleine Familie mit 3—4 Kindern im Elend ist. Tropdem die meisten Lohnbewegungen (60-70%) ganzen oder teilweisen Erfolg gehabt haben, so ist die Gesamtsituation des Arbeiters noch keine wesentlich andere als vor zwanzig Jahren; denn was er tatsächlich an Mehrlohn hat, geht ihm durch die Steigerung der Lebensmittelpreise verloren. Jede Mehr= forderung von Lohn bei den Arbeitern hat darum auf Jahre hinaus für den, der in erster Linie dessen Rotlage zum Aus= gangspunkt der Beurteilung macht, seine volle Be= rechtigung.

Nun beurteilt aber unsere bürgerliche Presse die Lohnbewegung vom Gesichtspunkt der nationalen Industrie und ihrer Konkurrenzmöglichkeit, das heißt mit Kücksicht auf das Kapital überhaupt.
Kann nun dem Arbeiter zugemutet werden, sich zusrieden in seine Notlage zu sinden, dis die schweizerische Industrie genügend prosperiert, um ihm eine Verbesserung seiner Lohnverhältnisse zu ermöglichen? Dem Sozialisten nicht. Denn ihm sind nicht Kapital, Industrie, Nationalvermögen Ausgangspunkt und Ziel, sondern der Mensch, der Arbeiter

mit seinen Nöten.

Wie dem Arbeiter überhaupt geholfen werden kann, darüber gibt sich die bürgerliche Presse keine Rechenschaft, wenigstens keine prinzipielle. Sie hilft wohl ein wenig flicken, sie empfiehlt allerlei sozialpolitische Fortschritte in der Gesetzgebung, aber um eine Lösung der Grundsrage kümmert sie sich nicht. Der sozialistische Arbeiter aber hat eine solche, oder glaubt sie zu haben, und diese Tatsache gibt ihm das Recht und die Pflicht, für diese Lösung mit ganzer Seele einzustehen. Er kann darum nicht ruhen, dis die Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in die Hände der Gesellschaft übergegangen sind. Diesem Zwecke muß auch gelegentlich der Streik, wenn auch nur ins direkt, dienen.

Das alles kann aber die bürgerliche Presse nicht zugestehen, denn sie huldigt, auch wenn sie sich nebenbei in den Dienst sittlicher oder religiöser Ideen stellt, bestimmten Interessengruppen des Kapitals. Es erweckt darum ungläubiges Kopfschütteln, wenn einzelne ihrer Blätter eine objektive Schilderung irgend einer Lohnbewegung zu bringen vorgeben. Die grundsätliche Verschiedenheit der diesbezüglichen Aufsassungen bedingt auch eine ganz verschiedene Darstellung der Tatsachen. Die prinzipielle Anerkennung des Streikes, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Ansehung eines Lohnminimums. Tarisverträge.

unbedingte Anerkennung der Organisation, das alles sind Postulate, von deren Annahme oder Ablehnung die Beurteilung der Streike absängt. Unsere Gegner stimmen obigen Forderungen nicht zu. Der Kampf ist also unvermeidlich und wird auch in der Presse weitergehen. Von denen aber, die ihn von hoher sittlicher Warte beurteilen möchten, darf man wohl erwarten, daß sie nicht nur für die Not des Arbeiters, sondern auch für die durch diese hervorgerusene Verbitterung ein tieseres Verständnis an den Tag legen.

Am schmerzlichsten freilich berührt es, daß unser hergebrachtes Christentum, ja auch solche, die sich tieserer Erkenntnis rühmen, noch weit davon entsernt sind, sittliche Schäden unseres Volkes als gemeinsame Schuld zu empfinden und zu tragen. Vielmehr wird das Richtschwert scharf gemacht. Und doch gibt es keine Hise und keine Vesserung, bis das Schelten und Richten aushört und wir tragen, ja nur tragen wollen, bis die tiesste soziale wie sittliche

Not unferes Bolkes die unfere geworden ift.

Em. Tischhauser.

Prophetenbilder.

III. Der Kampf zwischen Jahwe und Baal. Elia.

ose erschien uns als eine der Gestalten, die ihre Zeit weit übersragen und darum einsam dastehen, aber doch der solgenden Entwicklung durch ihren Einfluß die Richtung weisen. Wohl ist die folgende Zeit nicht auf seiner Höhe geblieben. Wenn aber die Religion Fraels nicht auf die Stufe der andern vorderasiatischen Religionen heruntersank, so dürsen wir das als Nachwirkung des

Mose, seiner religiösen Kraft und Geschlossenheit betrachten.

Wir dürfen uns die Eroberung des Landes Kanaan nicht so vorstellen, daß die Fraeliten nun seine unumschränkten Herren geworden wären und die früheren Bewohner ausgerottet hätten. Kanaaniten und Fraeliten wohnten neben einander. Die Fraeliten waren Romaden und wuchsen allmählich in die überlegene Ackerdau- und Städtekultur der Kanaaniten hinein. Da ist es nun von vornherein auffallend, daß nicht die bisherigen Bewohner die neue Schicht assimiliert, sondern daß umgekehrt die Fraeliten den tragenden Kern des ganzen Volkes gebildet haben. Das ist sicher nicht bloß auf ein numerisches Uebergewicht zurückzuführen — wir wissen nicht, ob ein solches vorhanden war — sondern zum wesentlichsten Teile auf das Erbe Moses, auf die religiöse Ueberlegenheit Fraels.

Freilich trat mit der Eroberung Kanaans die überlieferte Keligion in eine schwere Krisis ein. Das Volk lernte von den bisherigen Bewohnern des Landes den Ackerbau und allerlei Künste, welche seßhafte Völker vor Beduinen voraus haben. Diese ganze Kultur war aber aufs engste

Stimmung. Und wer den Moment mit ersebt hat, wo die Bataillons= musik bei einbrechender Dunkelheit "O mein Heimatland" intonierte und das ganze Bataillon mitsang, der wird ihn so leicht nicht vergessen! Mus der "Neuen Zürcher Zeitung".

Anmerkung. Dieser Ausschnitt, der sich selbst kommentiert, soll eine Probe des Geistes geben, gegen den wir protestiert haben.

Wo ist die Wahrhaftigkeit? Ein Wort an die Freitagszeitung.

Nachdem ich in meinem Artifel über den Malerstreit die Ausschreitungen ber Arbeiter voll und gang zugegeben hatte, bringt es die "Zürcher Freitags= zeitung" über sich zu behaupten, ich hätte bei den dem erlassenen Streitposten= verbot vorausgegangenen Streits von mufterhafter Disziplin geredet.

Das einfachste Mittel, um den Gegner zu schlagen, ift bekanntlich die Ber-

drehung und Entstellung seiner Ansicht.

Ich habe in meinem Artitel über den Generalstreit wortlich gesagt: Gin Streickpostenverbot zu einer Zeit, wo die Arbeiter musterhafte Disziplin hielten, mußte von der Arbeiterschaft als eine Parteinahme zu gunsten der Unternehmer empfunden werden. In der Tat berichten bürgerliche Blätter, wie die "Zürcher Post", in jenen Wochen von dem provokatorischen Wesen und den Ausschreitungen der importierten Streikbrecher, nicht aber der Streikenden. Gin so bürger= liches Blatt wie das genannte schreibt unterm 11. Juli über das Streickpostenverbot: "Im Momente seiner Beschlußfassung hatte der Stadtrat nicht den Eindruck, daß notorisch festgestellte Geschehnisse speziell als Folgen des Streichpostenstehens zum Beschlusse nötigten.

Nachdem mir die Freitagszeitung meine Meinung, wie oben angegeben, ver-

dreht hat, wirft fie mir dann vor, ich ftelle die Tatsachen auf den Ropf.

E. Tischhauser, Bfarrer.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die vorliegende Nummer trägt in doppelter Hinsicht den Stempel der Gin= seitigkeit. Sie behandelt ausschließlich das soziale Problem nach verschiedenen Sei= ten hin: Religiöse Stellung zu solchen Entscheidungszeiten, Klassenkampf, Bauer und Arbeiter, Arbeiter und Religion, Generalstreik, Sozialdemokratie und Religion. Die Umstände bringen es mit sich, daß diesmal einer der Redaktoren besonders hervortritt. Er bedauert dies und hofft dafür, in den folgenden Nummern hinter Undere zurücktreten oder ganz schweigen zu dürfen. Es scheint uns angezeigt, durch den Auffat über den Rlaffenkampf einen wichtigen Ausschnitt von unserer Auffaffung der sozialen (und religiosen) Krisis zu geben. Natürlich stellt er im Ginzelnen bloß die Ansichten des Verfassers dar und kann also nur symptomatische, nicht programmatische Bedeutung haben; auch beansprucht er durchaus nicht, das Thema zu erschöpfen. Es wurden darin auch Dinge gesagt, die den meisten Lesern nicht neu sind — man beachte die Veranlassung des Vortrages! — aber wir meinten doch, daß in diesen Tagen folch eine zusammenhängende Darftellung von Wert sein tonnte. Der Auffat foll nur ber erfte einer Reihe von Beiträgen fein, die aber aus verschiedenen Federn ftammen werden.

Bu unferem größten Leidwesen mußten wieder eine Angahl größerer und kleinerer Beiträge zurückgestellt werden. Sie sollen nun aber rasch an die Reihe kommen. Zur Diskussion über die "Bauernfrage" liegen uns noch zwei Aeußerzungen vor, die wir im nächsten Heft bringen werden.

Rebaktion: Liz. J. Matthieu, Ghmnasiallehrer in Zürich; C. Ragaz, Professor in Zürich; E. Stückelberger, Pfarrer in Derliton-Schwamendingen. Manuftripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn Ragaz zu fenden. - Drud und Expedition bon R. G. Zbinden in Bafel.